

Phil C. Langer, Aisha-Nusrat Ahmad,
Ulrike Auge, Khesraw Majidi
Jugend in Afghanistan

Forschung Psychosozial

Phil C. Langer, Aisha-Nusrat Ahmad,
Ulrike Auge, Khesraw Majidi

Jugend in Afghanistan

Ringens um Zukunft in Zeiten des Krieges

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Artlords, *Carrying Love*; Graffiti in Shahr Naw,
Military Base Wall in Kabul

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2953-9 (Print)

ISBN 978-3-8379-7676-2 (E-Book-PDF)

Inhalt

1	Das Afghan Youth Project	9
1.1	Worum es geht	10
1.2	Woran wir anknüpfen	18
1.3	Was wir gemacht haben	26
2	Forschen mit Jugendlichen in Konfliktgebieten	49
	Zum methodischen Ansatz	
2.1	Context matters: Qualitative Forschung im Krieg	50
2.2	Postkoloniale Verflechtungen und partizipative Dilemmata	67
2.3	Erzählen, Schreiben, Zeichnen – Jugendgerechte Methoden im Feld	79
3	Geschichten	103
	Ausgewählte Fallvignetten und Essays	
3.1	»[T]his country needs me to study« – Das Interview mit Hamdard	106
3.2	»[W]e would prefer being dead than living like this« – Ein Gespräch mit geflohenen Frauen	114
3.3	Von erfolgreichen Ärztinnen und jungen Einsteins – Zukunftsentwürfe in den Essays	124
3.4	»I would like to have a small car beside my house« – Das Interview mit Mawlow	127

3.5	»Afghanistan is a rosy garden« – Das Interview mit Gul Afshan	135
3.6	»There will never be peace in Kunduz« – Ein Gespräch mit jungen Ghaltak-Fahrern in Kunduz	142
4	Bedeutungen von Gewalt	153
4.1	Wahrnehmungen, Erfahrungen, Rahmungen	154
4.2	Alles Trauma – oder was?	168
4.3	»Working on your body is serving the country« – Bodybuilding in Afghanistan	179
5	»Serving Afghanistan« Bedeutung(en) der Nation und die Mission der Jugend	193
5.1	Reclaiming Afghanistan: Von blühenden Gärten und Einheit in Frieden	193
5.2	»Wir dienen« – Das kollektive Narrativ der Jugend	201
5.3	Ein Exkurs in die Geschichte	217
5.4	It's part of nation-building, stupid!	229
6	Perspektiven auf Adoleszenz	233
6.1	Die kollektive Identität der Jugendlichen: Zwischen Nation und Generation	236
6.2	Jugendforschung – »a eurocentric enterprise«?	253
6.3	Adoleszente Möglichkeitsräume in Afghanistan	267
6.4	Narrative der Hoffnung	274
6.5	»Wie Hoffnung sich in Handlung übersetzt« – Guls Geschichte aus einer anderen Perspektive	280
7	Solidarität und Agency	291
7.1	Solidarität: Ein geschlechtsspezifischer Blick	292
7.2	»If I were President ...« – Afghan Youths for Political Change	311

7.3	Should I stay or should I go? Für ein komplexes Verständnis von »Fluchtursachen«	319
8	Ein offenes Ende	325
	Literatur	333

1 Das Afghan Youth Project

»Afghanistan is a rosy garden but there are some people who root out our flowers and there are some people who cut the flowers before they blossom; but I hope they reach their blooms one day. By cutting, they do not have anything, so let's come forward and fill up [Afghanistan] with flowers.«

(Gul Afshan, 19 Jahre, Interviewpartnerin im ländlichen Raum aus der Provinz Balkh)

»Welcome over the skies of Afghanistan.« Diese Durchsage des Piloten, die am frühen Morgen des 26. Februar 2016 die Passagiere der kleinen Turkish Airlines-Maschine weckte und den Landeanflug auf den Flughafen in Mazar-e-Sharif im Norden des Landes einleitete, markiert ein Schlüsselmoment in jenem Projekt, über das wir in diesem Buch berichten. Aus dem Fenster des Flugzeugs blickend, wurde die hinter den Bergen gerade aufgehende Sonne sichtbar: ein mit intensiven Gefühlen verbundener Augenblick gespannter Hoffnung inmitten einer komplizierten Realität, die uns zu Beginn der ersten Feldphase des Projektes am Boden erwartete. Über zwei Jahre hinweg waren wir und unsere Forschungspartner*innen in den Provinzen Balkh und Kunduz – und ein wenig auch in Kabul – forschend unterwegs, kamen mit über 220 jungen Menschen ins Gespräch über ihre lebensweltlichen Erfahrungen, ihre Wahrnehmungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit und ihre Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen für die politische Zukunft des Landes. Nach zahlreichen Zwischenstopps, die uns ermöglichten, diese Geschichten, unsere Beobachtungen und Überlegungen mit Kolleg*innen auf wissenschaftlichen Konferenzen zwischen Wien und Flensburg, Colombo und Toronto zu teilen und zu diskutieren, nach mehreren interpretativen Um-, Ab- und Hohlwegen, die Forschungsprojekte so mit sich bringen, sind wir mit der Veröffentlichung dieses Buch, an dem wir zu viert über ein Jahr hinweg kollaborativ geschrieben haben, nun wohl endlich gelandet.

Mit diesem Buch zum *Afghan Youth Project* (AYP) möchten wir Sie, liebe*r Leser*in, einladen, mit uns gemeinsam diese Reise(n) mit all ihren Ambivalenzen und Widersprüchen, die dem Projekt als konstitutiver Teil des Forschungsfeldes selbst eingeschrieben sind, nachzuvollziehen: Spüren Sie mit uns dem Ringen um Hoffnung einer jungen Generation in einem

Land nach, in dem diese in der alltäglichen Konfrontation mit Gewalt und Leiden, scharfer sozialer Ungleichheit und prekären Teilhabechancen, gesellschaftlicher Fragilität und politischer Instabilität permanent desavouiert wird.

Dieses erste Kapitel dient der Vorstellung des Forschungsprojektes: der gesellschaftlichen und politischen Kontexte (Abschnitt 1.1), auf die es reagiert und dessen Teil es zugleich war und ist; der wissenschaftlichen Debatten (Abschnitt 1.2), an die das Projekt mal mehr, mal weniger gut anschließen konnte oder wollte und zu denen es einen kleinen Beitrag leisten möchte; seiner Genese, Konzeption und prozesshaften Entfaltung schließlich mit unseren je spezifischen subjektiven Einsätzen (Abschnitt 1.3).

1.1 Worum es geht

Dem im Juni 2020 veröffentlichten *Global Peace Index* zufolge ist Afghanistan nun schon zum zweiten Mal in Folge das weltweit am wenigsten friedvolle Land der Welt, gefolgt von Syrien, Südsudan, Irak und Jemen (Institute for Economics and Peace, 2020, S. 2). Im November 2019 hat Afghanistan auch den Irak an der Spitze des *Global Terrorism Index* abgelöst, nachdem ein Anstieg von Todesfällen durch terroristisch markierte Akte von 59 % gegenüber dem Vorjahr verzeichnet worden war (Institute for Economics and Peace, 2019).

Was für Listen! Was für kaum vorstellbare Leiderfahrungen, die in den lakonischen Aufzählungen von weit entfernt scheinenden Ländern oder nackten Zahlen ebenso schnell aufscheinen wie folgenlos überlesen werden können! Solche Nachrichten bilden den Kontrast zu der metaphorischen Anrufung Afghanistans als rosiger Garten, die uns Gul Afshan in ihrem Interview im Rahmen des *Afghan Youth Projects* mit auf den Weg gegeben hat. Eine Markierung dieser Ambivalenz soll den Einstieg in dieses Buch geben, das in der Ausführung zentraler Projektergebnisse den Spuren der Hoffnung in einem Land nachgeht, in dem gewaltsame Auseinandersetzungen über die Jahrzehnte hinweg zu einer alltäglichen Normalität geronnen sind.

Seit fast 20 Jahren steht Afghanistan im Fokus von Politik und Öffentlichkeit. Dabei schien einst die Hoffnung auf Frieden im Land durchaus realistisch: 2001 erfolgte als Vergeltung für 9/11 die militärische Befreiung des Landes vom Regime der Taliban durch die US-Streitkräfte; die nach-

folgende NATO-geführte *International Security Assistance Force* (ISAF), an der auch die Bundeswehr bis 2015 beteiligt war, zielte auf die Herstellung tragfähiger Sicherheit im Land. Die NATO setzte damals als hehre Ziele »to contribute to a better future for the Afghan people« (NATO, 2012) und »to create the space and lay the foundations for improvements in governance and socio-economic development for sustainable stability« (NATO, 2015). Bilder vom Bau von neuen Mädchenschulen und modernen Brunnen gingen um die Welt; Aufbau und Stärkung von Demokratie stand auf dem Lehrplan der internationalen Gemeinschaft. Ein weiterer Beweis für den Aufschwung schien die Rückkehr von etwa sechs Millionen Geflüchteten zwischen 2002 und 2017 zu sein, die in den Jahren oder Jahrzehnten zuvor Afghanistan verlassen hatten (Seefar, 2018).

Doch die Hoffnung auf Frieden ist trügerisch gewesen: Mittlerweile vergeht kaum eine Woche, in der nicht über terroristische Anschläge oder militärische Gefechte berichtet wird. Während des – im Sommer 2019 begonnenen – Schreibens dieses Kapitels wurde vermeldet, dass bei einem Bombenanschlag auf einer Hochzeitsfeier in Kabul mindestens 63 Menschen getötet und mehr als 180 Menschen verletzt worden seien (z. B. Avenarius, 2019; Burke, 2019). Mitgeliefert wurden zu den Berichten allzu bekannte Bilder eines völlig verwüsteten Tatorts: herumliegende zerfetzte Kleidungsstücke und einzelne Schuhe auf einer getrockneten Blutlache, heilloser Schrecken und endloser Schmerz und die von bloßer Fassungslosigkeit gekennzeichneten Gesichter von Überlebenden, am Ort der Tragödie, bei der Trauerfeier vor den Särgen der Angehörigen und Freunde. Die Zahlen schwanken: Mal sind es ein Dutzend Tote, mal Hunderte. Und wenn es mal »nur« Verletzte gibt, ist das meistens keine Meldung mehr wert, zumindest nicht in den westlichen Medien. Chronisches Elend und Leid stumpft uns ab in einer Zeit, in der die Welt – selbst ohne die bis dato persistierende Corona-Pandemie – abzudriften droht, gefühlt zumindest, in einen Zustand zunehmender globaler Fragilität, Unsicherheit, Krisen- und Konflikthaftigkeit, der sich in Syrien, Jemen und Afghanistan paradigmatisch zu manifestieren scheint.¹

1 Der US-amerikanische Psychologe Steven Pinker (2011a) führt demgegenüber in *The Better Angels of Our Nature* prominent die These aus, dass Gewalt über die Menschheitsgeschichte hinweg signifikant zurückgegangen sei. In einem Artikel für das *Wall Street Journal* fasst er zusammen: »On the day this article appears, you will read about a shocking act of violence. Somewhere in the world there will be a terrorist bombing, a senseless

Seit Beginn der systematischen Erfassung in 2009 hat die *UN Assistance Mission in Afghanistan* (UNAMA) mehr als 100.000 zivile Opfer dokumentiert. Jeweils mehr als 10.000 Opfer stehen zu Buche in 2014, 2015, 2016, 2017, 2018 und 2019 (UNAMA, 2020): Selbstmordanschläge auf belebten öffentlichen Plätze, *improvised explosive devices* (IEDs) auf wichtigen Überlandstraßen, Angriffe von sogenannten Aufständischen, die allgemeinhin den Taliban und seit 2015 zunehmend auch Daesh² zugeschrieben werden, auf Universitäten, Schulen, Moscheen, Krankenhäuser, Regierungseinrichtungen und militärische Anlagen der internationalen Streitkräfte, Einsätze von Drohnen der US-Streitkräfte, die allzu oft ihr Ziel verfehlen, zivile ›Kollateralschäden‹ billigend in Kauf nehmende Missionen der afghanischen und internationalen Kräfte. Im Vergleich zu 2009 hat sich die Zahl ziviler Opfer mehr als verdoppelt. Im ersten Halbjahr 2019 haben die afghanischen und internationalen Sicherheitskräfte erstmals mehr Zivilist*innen getötet als die Taliban und andere ›Aufständische‹. Ein zwischenzeitlich leichtes Absinken des Gewaltniveaus in wenigen Regionen wurde von UNAMA (2019) darauf zurückgeführt, dass diese nicht mehr umkämpft seien, also nicht mehr unter Kontrolle der Regierung, sondern ›anti-government forces‹ stünden.

Auch die oben angeführte Zahl von sechs Millionen Remigrierten ist bei näherer Betrachtung nur die halbe Wahrheit. Ein großer Teil kehrte nicht freiwillig zurück. Zum einen spielten zunehmende Stigmatisierung, Diskriminierung und ökonomische Marginalisierung in vielen ›host countries‹ eine wichtige Rolle, zum anderen gesellschaftspolitische Gefühlslagen, die in innenpolitischem Handeln instrumentalisiert werden – das etwa, was man in Deutschland, in dem die drittgrößte afghanische Exil-Community ein neues, mal temporäres, mal auf Dauer gestelltes Zuhause gefunden hat, so schön bürokratisch-neutral ›Rückführung‹ nennt, wenn der Antrag auf

murder, a bloody insurrection. It's impossible to learn about these catastrophes without thinking, ›What is the world coming to?‹ But a better question may be, ›How bad was the world in the past?‹. Believe it or not, the world of the past was much worse. Violence has been in decline for thousands of years, and today we may be living in the most peaceable era in the existence of our species« (Pinker, 2011b, o.S.). Auch wenn das statistisch gesehen zutreffen mag, fühlt es sich doch mitunter anders an und ist regional zu differenzieren. Für Afghanistan trifft seine These leider nur sehr begrenzt zu.

- 2 Wir nutzen das Akronym in diesem Buch für die Terrororganisation, die im deutschsprachigen Raum meistens unter der Bezeichnung des sogenannten ›Islamischen Staates‹ (IS) firmiert.

Asyl negativ beschieden wird, weil das Land zu einem >sicheren Herkunftsland< erklärt wird. Deportationen nach Afghanistan werden indes zunehmend auch für Pakistan und Iran, die jeweils über drei Millionen Geflüchtete, mal mehr, mal weniger wohlwollend und unterstützend, mal mehr, mal weniger diskriminierend und ausschließend, aufgenommen haben, gemeldet. Die Mehrheit der Remigrierenden möchte, wie Studien anzeigen, Afghanistan wieder verlassen, und das aus unterschiedlichen Gründen: mangelnde Unterstützung bei der Schaffung einer Lebensgrundlage, ökonomische Schwierigkeiten, Probleme gesellschaftlicher (beruflicher, Wohn- und Bildungs-)Reintegration, Erfahrung von fehlender Akzeptanz und von Konflikten mit Nicht-Migrierten, Gefühl existenzieller Unsicherheit, Fehlen einer Zukunftsperspektive (vgl. Akseer & Keats, 2019; Kamminga & Zaki, 2018; Koser & Kuschminder, 2015; Majidi, 2017; Schuster & Majidi, 2013).

Zugleich ist Binnenmigration – gerade auch aufgrund der wechselnden Sicherheitslagen – ein andauerndes Phänomen in Afghanistan: Allein für 2017 wird von 474.000, für die ersten neun Monate des darauffolgenden Jahres von weiteren 235.000 Menschen ausgegangen, die aufgrund des andauernden Konfliktes innerhalb des Landes vertrieben wurden (UNHCR, 2018; UNOCHA, 2018). Nach mehreren Jahrzehnten, in denen Afghanistan und die Menschen im Land vieles gesehen haben außer Frieden, sind Flucht, Migration und transnationale Diaspora prägende Erfahrungen in fast jeder afghanischen Familie. Majidi (2017, S. 7) spricht in diesem Zusammenhang von »accumulated layers of migration experience« und resümiert: »Mobility has thus, over generations, become a common response to insecurity, uncertainty and external shocks.« Inner- und interstaatliche, vielfach transnationale Mobilität avanciert in dieser Perspektive zu einer historisch bewährten Coping-Strategie in Zeiten der Unsicherheit.

Diese Gründe weisen darauf hin, dass der Umgang mit persistierender Gewalt zwar eine wesentliche Herausforderung des Lebens in Afghanistan ist, aber nur eine von vielen Problemlagen, die zusammenhängen, historisch fast unentwirrbar miteinander verwoben sind und von denen sich gerade bei Remigrierten einige besonders deutlich zeigen. Denn ohne Sicherheit (oder zumindest einem Gefühl von Sicherheit) gibt es keinen Wiederaufbau, aber ohne Perspektive auf Arbeit, von der man leben und die Familie ernähren kann, bleibt auch Sicherheit fragil. Wo Ressourcen knapp sind, blüht Korruption, werden Konflikte entlang von machtvollen Zugehörigkeitsmarkern – in Afghanistan nicht selten Ethnizität – verhan-

delt und ausgetragen. Bildungsinitiativen machen nur dann Sinn, wenn auch entsprechende Anschlussperspektiven gegeben sind, sonst entstehen weitere Konflikte, die Afghanistan bereits in den 1970er Jahren politisch destabilisiert haben.³ Die soziale Immobilität dämpft Erwartungen an einen demokratisch sich vollziehenden Wandel und bringt andere Optionen gesellschaftlicher Veränderung hervor, nicht zuletzt Gewalt als legitim erscheinende Option, etwas zu verändern. In diesem Kontext ist Gewalt zwar ein unverzichtbarer Ausgangspunkt, darf aber nicht der alleinige oder gar der Endpunkt der politischen wie wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Situation und der Perspektive Afghanistans sein.

Von der andauernden Gewalt im Land und ihren weitreichenden und tiefgehenden Folgen sind Kinder und Jugendliche, die in Konflikten stets als hoch vulnerable Gruppe gelten können und die auch im Mittelpunkt des vorliegenden Buches stehen, besonders betroffen. Etwa jedes dritte zivile Opfer in Afghanistan ist ein Kind oder ein*e Jugendliche*r. Allein 2018 wurden 927 Fälle von gewaltsam durch militärische Gewalt getötete Kinder dokumentiert – so viel wie noch nie zuvor in einem einzigen Jahr. Aber dass es nicht einer direkten Erfahrung von Gewalt am eigenen Leib bedarf, um von der alltäglichen gewaltförmigen Atmosphäre betroffen zu sein, die einen umgibt, die sich einschreibt in die gesellschaftliche Praxis, in die Familien, die sich fortschreibt über Generationen hinweg, ist offensichtlich. In Bezug auf das Erleben von Krieg durch Kinder und Jugendliche wird oft die Bezeichnung einer ›lost generation‹ herangezogen.

3 Ende der 1940er Jahre waren geschätzt nur 8% der Gesamtbevölkerung lese- und schreibkundig. Auf insgesamt weniger als 100.000 Schüler*innen kamen nicht einmal 3.000 Lehrer*innen. Mit westlicher Unterstützung besuchten 1970 bereits 580.000 Schüler*innen etwa 3.000 Grund- und weiterführenden Schulen. Innerhalb eines Jahrzehnts verdoppelte sich die Zahl der Schüler*innen im Lande fast, auch die Zahl der Studierenden wuchs auf 23.000 im Jahr 1979 deutlich an. Thomas Barfield (2010, S. 212f.) resümiert: »[T]he Musahibans enlarged the class of educated Afghans only to discover they could not limit its growth. [...] within a decade, widespread unemployment struck the very class of people who had the highest expectations for their own futures. [...] Government employment was now growing at a much slower rate, and getting more education no longer guaranteed employment. Even for those who had such jobs, the rate of pay was so meager that it encouraged endemic low-level corruption. [...] Education in Afghanistan also created a cultural divide because university graduates, and even those with only a secondary education, considered it beneath their dignity to return to villages, where farming and pastoralism still predominated. Kabul University became a particular hotbed of political radicalism, spreading among the disaffected.«

gen. Für Afghanistan dürfte sie besonders zutreffend sein: Niemand unter 40 Jahren hat in Afghanistan jemals in einem Zustand des Friedens gelebt. Das Ausmaß traumatischer Erfahrungen von erlebter Gewalt, Vertreibung und Flucht ist hoch und die daraus resultierenden psychosozialen Folgen sind verheerend. Dazu braucht man sich nicht einmal die Prävalenz von Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) bei jungen Menschen in Afghanistan, die je nach Studie zwischen 20 und 40 % angegeben wird, anzusehen (z. B. Catani et al., 2009; Panter-Brick et al., 2009; Ventevogel et al., 2013). Dass Krieg Menschen nicht guttut, ist ja irgendwie klar. Womöglich ist das Schlimmste an Erfahrungen andauernder extremer Gewalt aber der Verlust des sozialen Vertrauens, des Vertrauens in die Mitwelt, den Anderen und die Andere, das gemeinsam geteilte Miteinander. Konflikte und Kriege erschüttern unweigerlich das, was man ontologisches Vertrauen nennen kann. Was aber bedeutet es, unter solchen Bedingungen aufzuwachsen? Was heißt es, in dem nun offiziell am wenigsten friedvollen Land der Welt groß zu werden? Was von außen zunächst als permanenter Ausnahmezustand erscheint, ist alltägliche Normalität für Millionen.

Ein Aspekt dieser Normalität ist auch, dass die derzeitige Lebenswelt und die Zukunftsperspektiven der Kinder und Jugendlichen mehr als nur prekär sind. Das Bildungsniveau sinkt bedenklich, unter anderem aufgrund von gewaltbedingten Schließungen von Schulen, der ökonomischen Notwendigkeit für Jungen, schon früh zu arbeiten, und kulturell-religiös >begründeter< Verhinderung des Schulbesuchs von Mädchen und jungen Frauen. Auch bei hoher Bildungsaspiration und entsprechendem sozio-ökonomischen Status gibt es nicht ausreichend und nicht ausreichend gute Möglichkeiten, ein Studium zu absolvieren. Ein verlässlicher Arbeitsmarkt für junge Menschen ist eigentlich nicht vorhanden. Politische Teilhabechancen sind rar und stark reglementiert. Dabei sind etwa zwei Drittel der Bevölkerung unter 24 Jahre alt. Somit bildet die Jugend quantitativ wie qualitativ die Zukunft des Landes. Um die Ambivalenz präsent zu halten, die schon den Einstieg in dieses Kapitel prägte: *Youths are the future-makers of Afghanistan*, heißt ein bekanntes Sprichwort. Ein anderes: *Their mouth smells like milk*. Der Jugend mag die Zukunft gehören, aber welche wird ihr übergeben? Die Jugend mag für sich den Auftrag übernehmen, die Zukunft zu gestalten, aber wie soll das möglich sein, ohne dass ihr die Mittel dazu gegeben werden. Was bleibt da noch für sie?

Dass unter diesen Bedingungen die Flucht nach Europa und dort – auch aufgrund von Kettenmigration – nicht zuletzt Deutschland von

vielen jungen Afghan*innen als einzige Möglichkeit, sich eine Lebensperspektive in Sicherheit zu schaffen, wahrgenommen wird, überrascht kaum. Das Szenario, dass auch in den nächsten Jahren junge Menschen aus Afghanistan nach Deutschland flüchten, ist nicht unrealistisch angesichts der sich verschärfenden Instabilitäten in der Region, mit Krisensituationen in Iran und Pakistan, zwischen Pakistan und Indien, in den Randzonen des chinesischen Herrschaftsanspruchs. Der militärisch erzwungene Rückzug (was nicht mit Niederlage oder gar Vernichtung zu verwechseln ist) von Daesh aus Syrien und Irak scheint zudem zu einer forcierten Präsenz der Terrorallianz in Afghanistan zu führen, was weitere Unsicherheiten und eine weitere Zunahme alltäglicher Gewalt zur Folge haben dürfte. Für den erwähnten Anschlag auf das Hochzeitsfest in Kabul hat Daesh die ›Verantwortung‹ – ein seltsames Wort in diesem Zusammenhang – übernommen, wohl auch als Versuch, die damals laufenden Friedensverhandlungen zwischen den USA und den Taliban zu torpedieren, bei denen – *nota bene* – die afghanische Regierung nicht beteiligt war, und intrareligiöse Konflikte zwischen der sunnitischen Mehrheit und der schiitischen Minderheit der Bevölkerung zu produzieren oder zu verstärken.

Doch zurück nach Deutschland: Derzeit leben offiziell etwas mehr als 250.000 Afghan*innen in Deutschland, nichtstaatliche Quellen geben auch schon mal 350.000 an. Knapp über 18.000 Asylanträge wurden in 2017 neu gestellt, in 2018 waren es etwas über 12.000 (Bundesministerium für Inneres, 2019). Es ist schwer zu sagen, wie es weitergeht, das liegt ja nicht nur an der Lage im Land, sondern auch an der Durchlässigkeit der sich seit einigen Jahren stark abschottenden ›Festung Europa‹ und der vor allem durch innenpolitische Erwägungen getragenen Debatte um das einst mal in seiner Einzigartigkeit so hochgeschätzte, mittlerweile vielfach unterminierte und desavouierte Recht auf Asyl in Deutschland.

Auffällig ist dabei, dass die politisch, medial und darüber hinaus öffentlich geführten Debatten zu Flucht und Migration im Allgemeinen und zu der aus dem Nahen und Mittleren Osten im Besonderen stark emotionalisiert und polarisierend ausgetragen werden. Beispiele hierfür sind etwa die Fragen, ob Afghanistan wirklich ein ›sicheres Herkunftsland‹ sei (was ja eigentlich keine Frage, sondern als absurde anmutende Setzung ein innenpolitisches Kalkül ist) und Abschiebungen dorthin somit legitim seien oder ob es scharfe kulturelle Unterschiede etwa im Sinne essenzialisiert konstruierter ›Kulturkreise‹ gebe, die eine Integration von Menschen (und vor allem Männern) aus Afghanistan erschwerten oder gar verunmöglichten,